

(Nachdruck verboten.)

## 4) Wira! — Maina!

Erzählung aus dem Leben der Hafenarbeiter  
von B. F. Dmitriewa.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Russischen von E. C. Winikoff.  
(Schluß.)

„Die Sache muß gut überlegt werden,“ dachte Mikola bei sich, am Tage, wenn er sich unter dem Kurtan bückte, und nachts, wenn er sich auf der harten Pritsche seines Quartiers herumwälzte. „Es muß tüchtig gespart werden. Sobald ich es erst bis auf hundert Rubel gebracht habe, nimmt die Pladerei hier ein Ende. Werde dann Land kaufen und in der Erde graben. Warum denn sollte es mir nichtglücken?“

Er schlief wie im Fieber ein und träumte von riesenhaften Fontänen Naphtha, die bis hoch in den Himmel aus der Erde schossen, und oft sah er um sich herum Riften von Gold stehen. Nach solchen traumreichen Nächten stand er matt und schlief auf. Ehe er sich zur Arbeit begab, mußte er ein großes Glas Schnaps zu sich nehmen, das ihn wohl kräftigte, aber ihm auch stark zu Kopfe stieg. Dazu der Lärm der Straße, die heiße, brennende Sonne, der seine Duft der blühenden Mimosen, die glänzenden Läden, die heiteren, geschäftigen Gesichter der Leute, die in den prächtigen Wagen umherfahren; all dies verstärkte in ihm mehr und mehr den Wunsch, sich auch seinen Anteil am Lebensfeste zu sichern. Zeitweilig erschien es dem Träumenden, als sei er gar nicht mehr Mikola, der arme Muscha in Lumpen, sondern ein ganz anderer Mensch. Diese ganze Stadt, diese in blauem Dunst liegenden Berge, alles das gehörte ihm, und die drohenden Kanonen auf den Wällen schossen feinetwegen, um seine unermesslichen Reichtümer vor dem unsichtbaren Feind zu schützen.

Diese aufregenden Träumereien entkräfteten Mikola sichtbar; er magerte ab, fiel zusammen und wurde schwach. Und aus Saschibino schrieb man ihm zu dieser Zeit: „Unser einziger Sohn, Mikola Saveljewitsch! Wir senden Dir unseren elterlichen Segen in Ewigkeit und einen innigen Gruß. Wir bitten Dich mit Tränen, trockene unsere Tränen und schicke etwas Geld, wenn auch nur wenig!“

Mikola empfing diese Briefe und beantwortete sie gar nicht. Sie müssen noch warten, dachte er. Wenn ich es erst auf hundert Rubel gebracht habe, dann wird Gott schon helfen. Erst wenn er ein eigenes Geschäft angefangen hatte, wollte er sich in seinem vollen Glanze in Saschibino zeigen. Er begann sogar, sein Geheimnis vor Rogulia zu bewahren und erzählte ihm nicht, wieviel gespartes Geld er schon imbeutel habe.

Die Durchgängernatur Rogulias und sein Leichtsinngespielten Mikola nicht; er wußte, daß Rogulia ein unzuverlässiger Mensch war. Hatte Rogulia kein Geld, so war er verdrießlich und scharwenzelte um die herum, die ihn freihalten konnten. Sobald aber in seiner Tasche Geld klimperte, war er hochmütig und anmaßend und hatte keine Ruhe, bis er sein Geld los war. Er war laut und lärmend, liebte es, alles auf den Kopf zu stellen, spielte auf der Zurna, brüllte ausgelassene Lieder, versammelte um sich zerlumptes Hafengesindel, dinge Musikanten, die er freihielt, und schrie mit heiserer Stimme:

„Der bezaubernde Mond schwimmt über den Fluuß, Fluuß!“

Auf Mikola, der seine Kneipereien mied, war er ärgerlich und oft überhäufte er den Kameraden mit Vorwürfen:

„Ein geiziger Mensch bist Du! Knauserig! Auch ein Arbeiter muß sich einmal eine Freude gönnen. Verstehst nicht mal ordentlich aufzutauen. Sparst Du? Oder was tust Du sonst?“

„Vielleicht spare ich,“ antwortete Mikola.

„Wofür? . . . Ein Pferdchen? . . . Ein Küchlein kaufen?“ ironisierte Rogulia mit seiner heiseren Stimme.

„Vielleicht auch kein Küchlein,“ antwortete geheimnisvoll Mikola.

Rogulia richtete seine durchdringenden, blauen Augen auf ihn und betrachtete lange das abgemagerte, ernste Gesicht Mikolas.

„Nun . . . nun . . . spare!“ sprach er nachdenklich. „Ei, der

Teufel, Du bringst es vielleicht doch zu was! Dann, Bruder, vergiß aber nicht den Rogulia!“

„Schön!“ dachte Mikola. „Warte nur, sobald ich mir hundert Rubel gespart habe.“

Aber bis zu hundert war es noch weit.

Es war Mittag, und die Sonne brannte ungewöhnlich heiß, selbst der Himmel war durch die unerträgliche Blutweiß und hing schwer über der reichen Stadt. In den Bergen sah man dicke, graue Wolken, die wirbelnd um sie kreisten. Das Meer, das an den Ufern milchig-türkisfarben schimmerte, war am Horizont aufgewühlt durch den wehenden Wind, ganz schwarz. Alles verging vor Hitze, und die Muschas, schwarz vom Staub und naß vom Schweiß, konnten sich kaum auf den Beinen halten und schimpften redlich. Schließlich aber hörten sie auch mit dem Schimpfen auf; es verging ihnen die Luft, die Zunge, die schwer am Gaumen klebte, zu rühren. Müde und erbittert beugten sie sich schweigend unter ihrer schweren Last. Der Warenberg auf dem Landungsplatz wuchs, das Ausladen ging seinem Ende entgegen. . . Ach, wenn es doch schneller ginge! dachte das erschlaffte Gehirn. Und dieser eine Gedanke vereinigte diese ganze vielstämmige Arbeitermenge, die sich nach Ruhe und Abkühlung sehnte. Sogar die eifrige Winde war anscheinend müde und drehte nicht so geschäftig wie sonst die Räder.

Dem Mikola war schon lange der Mund vor Hitze ausgetrocknet, die Knie schlotterten ihm, und vor seinen Augen lag ein roter Nebel, aber er blieb nicht hinter den anderen zurück. „Nein, ist das eine Hitze,“ dachte er sich und schob langsam die Beine auf dem schmalen Stege vorwärts. „Es war doch noch nie so schlimm!“ Im Kopfe dröhnte es ihm, als wenn Blöden läuteten.

„Wira, Wira! Schneller!“ schrie der Aufseher auf dem Berdeck. „Wira! Wira! . . . Maina! . . . Halt! . . .“

„Wie es doch im Kopfe summt,“ fuhr Mikola im Denken fort und krümmte seinen Rücken. „Na, laß es man summen. . . kann mir doch keinen ganzen Rubel entgehen lassen!“

Und man lud ihm einen ungeheuren Ballen auf. Mikola stöhnte auf und taumelte ein paar Schritte vorwärts. Der rote Nebel vor seinen Augen wurde noch dichter und undurchdringlicher.

„O, ist das aber auch schwer! Teufel, was sie mir alles auf den Rücken wälzen! Na, meinwegen, wenn nur bloß erst die hundert voll wären.“

Plötzlich schien der Steg ihm unter den Füßen wegzuschwimmen, über den Platz, die Waren und die Menschen legte sich ein roter Nebelschleier, in den Ohren begann es zu summen, und in seiner Brust zerriß etwas. . . Er fiel schwer nieder mit seiner Last. . .

Auf dem Platze entstand ein gewaltiger Lärm, die Maschine verstummte, der Hafen blieb leer sich hülflos hin und herschaukelnd über dem Kielraume hängen, und die Träger verließen ihre Arbeit und umringten Mikola.

„Teufel auch!“ schimpfte Rogulia und drohte jemand mit der Faust. „Wie kann man nur einem Menschen solch ein Ungeheuer aufladen? Ist er denn ein Büffel oder so was? Verdammte Blutsauger Ihr!“

Kamel kam herzugelaufen. Als er den ausgestreckten, von der Last erdrückten Körper des Mikola sah, brach er in ein Geheul aus und bemühte sich, den Ballen wegzuschleppen.

Als man den Ärmsten unter der Last hervorzog, war er ohne Besinnung. Unter den geöffneten Augenlidern sah man das blutunterlaufene Weiß des Auges. Vor den Lippen stand ihm blutiger Schaum, und in seiner Kehle gurgelte und knurrte etwas wie eine lose Schraubenmutter. Ein Träger brachte Wasser herbei und Rogulia, weinend und schimpfend zugleich, benezte den Kopf des besinnungslosen Kameraden.

Kamel aber sah daneben zusammengefauert, schaute gen Himmel und heulte laut.

Auf der Schiffsbrücke erschien der Kapitän.

„Was ist denn los? Warum arbeitet man nicht?“

„Ein Mann ist gestürzt, Euer Wohlgeboren!“ antwortete man ihm aus der Menge.

„Nun, dann man ins Krankenhaus! Die Wahre her! Wo zum Teufel ist denn die Wahre?“

„Hier ist sie schon!“

„Sieh einer an! Gleich die Wahre! Einer erschlagen und nun man schnell auf die Wahre mit ihm!“ schimpfte Rogulia. „Seg' Dich doch selbst auf die Wahre, fetter Satan! Von unserem Blut bist Du so fett und dick geworden!“

„St, wer schimpft denn da? . . . Geht ihm eins auf's Maul, dem Schreier! Und dann, marsch, zur Arbeit! . . . Räumt doch den Mann da weg!“

„Wird schon geschehen, Euer Wohlgeboren.“

Die Winde begannen zu rasseln, aber niemand dachte daran, die Arbeit wieder aufzunehmen. Die Muschas waren erregt und lärmten. Mit stumpfer Furcht sahen sie in Mikolas entstelltes Gesicht. Wer weiß, welchen von ihnen heut oder morgen ein ebensolcher Tod ereilte?

Man brachte die Wahre, und die Matrosen wollten Mikola aufheben.

„Rührt ihn nicht an, Teufel Ihr!“ schrie Rogulia. „Wartet doch, er wird sich gewiß noch erholen, sage ich Euch!“

„Wie soll sich der noch erholen?“ jagte ein Matrose gleichgültig. „S schlägt ja kein Puls mehr bei ihm.“

„Nicht anrühren, sag' ich Euch! Kamel, lauf' mal, und hole Schnaps! Vom Schnaps wird er schon zu sich kommen.“

Kamel sprang empor und in seiner gewöhnlichen Gangart, mit ausgestrecktem Halse und zurückgeworfenem Kopfe machte er sich auf den Weg.

Plötzlich erzitterten die halbgeschlossenen Lider Mikolas und hoben sich. Sein Gesicht durchflog ein Zucken, und sein gebrochener Blick härtete sich auf. Er kam zu sich und sah erstaunt auf die sich über ihn beugenden erschrockenen Gesichter, auf den weinenden Rogulia und auf den hellen, heißen Himmel über sich.

„Brüder, was ist denn?“ versuchte er zu lallen, aber die Zunge rührte sich nicht, und nur ein heiseres Stöhnen entrang sich seiner zerschlagenen Brust.

„Jetzt ist er zu sich gekommen! . . . Die Augen hat er schon aufgeschlagen!“ schrie der erfreute Rogulia. „Mikola! . . . Mikolachen . . . Du mein Einziger, lebst Du?! . . . Ach Du verfluchter Satan! Brüder, gebt noch mehr Wasser! . . . gießt . . . gießt . . . so . . . und jetzt noch Wodka . . . das ist das Beste! . . . Na, wie geht's jetzt, Mikolachen?“

Mikolas Gesicht verzerrte sich wieder.

„S geht schon,“ flüsterte er unter qualvoller Anstrengung. „Habe mich ein wenig verhoben . . . tut weiter nichts.“

Er versuchte aufzustehen, konnte aber weder Beine noch Hände bewegen. „Wertwürdig, so leicht ist mir . . . und keine Schmerzen . . . aber gar keine Macht über meinen Körper! . . . Und wie der Himmel so groß ist und hell! . . . Kamel hat recht. Der Himmel ist groß . . . wir klein,“ dachte Mikola.

Und es war ihm, als ob der Himmel immer höher und weiter würde, er selbst aber immer kleiner und leichter, und allmählich fühlte er seinen Körper gar nicht mehr.

„Rogulia,“ sagte er mit mühsam fallender Zunge, „den Beutel . . . Beutel . . . Nimm! Es sind . . . vierzig Rubel . . . nach Sashibino . . . Du weißt schon.“

Er stotterte, ersticht durch das eigene Blut, das sich wie ein dicker, schwarzer Strom aus seinem Munde ergoß.

Der Himmel wurde noch lichter und breiter. Mikola sah ihn immer an, und lächelnd, ohne Schmerz fühlte er seinen Körper sich in diesem ungeheuren Himmel auflösen . . . bis er ganz verschwand . . .

Kamel kam inzwischen mit einer Flasche Schnaps und hinter ihm her ein Schutzmann, der von dem Vorfall gehört hatte.

„Tot,“ sagte finster Rogulia. In seinen Händen hielt er Mikolas Geldbeutel, den er reichlich mit Tränen begoß. Kamel steckte die Flasche ein, erhob die Hände zum Himmel und begann zu beten.

Man legte den zerquetschten Körper auf eine Bahre und trug ihn fort. Die Dampfmaschine zischte wieder, und die Muschas schlichen mit hängenden Köpfen und noch tiefer als sonst gekrümmten Rücken zum Steigbrette. Alles kam in sein gewöhnliches Geleise, nur Rogulia fehlte . . . Rogulia verschwand.

Er ließ sich eine ganze Woche lang nicht sehen. Man erzählte sich am Hafen, daß man ihn in verschiedenen Aneipen betrunken, umgeben von einem Haufen ebenfalls betrunkenen Besindels gesehen habe. Er trank selbst und nötigte auch die anderen zum trinken. „Für die Ruhe der Seele eines verstorbenen Anechtes Gottes“ . . . Bald schluchzte er, bald sang er mit heiserer Stimme „ewige Ruh“, bald geriet er in Wut und schimpfte auf ganz Batum: „Geing ist's, daß die Lumpen-

träger für die Millionäre ihren Büdel biegen! Aber bald werde ich reich sein, reicher als der Allerreichste. Und dann soll auch der allerärmste Muscha mal sehen, was für ein Kerl ich bin . . . ich Zwan Rogulia!“

Und die ungezähmte, betrunkene Menge brüllte: „Hurra! Zwan Rogulia, Hurra!“

Nach einer Woche aber erschien Zwan Rogulia, aufgedunsen, gelb wie ein Kürbis und gänzlich zerknumpt auf dem Ladeplatz. Schweigend legte er den Kirtan an, und als ob nichts geschehen war, begann er wieder Lasten zu schleppen . . .

Kamel trat zu ihm. „Und Mikola?“ sagte er mit weicher Stimme. Zwan Rogulia aber sah ihn mit seinen verschwommenen Augen so an, daß er nichts weiter sagte und schnell fortging.

Die Arbeit auf dem Platze war in vollem Gange. Ein Balken häuften sich auf den anderen, die Ketten rasselten, die Maschine zischte und rauchte vor Anstrengung. Und mitten durch diese Höllenmusik klangen monoton immer wieder dieselben Worte:

„Wira! — Maina! . . . Wira! — Maina!“ —

(Nachdruck verboten.)

## Das fest der fischer.

(Schluß.)

O, wie ist's so still hier, unheimlich still ist die Nacht. Wolken treiben am Himmel, zwischen ihnen scheukelt der Mond, schauen die Sterne zur Erde hernieder. Der Wind wächst und wächst. Die Bäume schauern. Vom Meer her bläst der Wind, wie gewöhnlich, und fliegend streifen sie die Arme landeinwärts. Wenn sie fliehen könnten! Aber sie müssen halten. Dunst kommt der von des Meeres zum Lande herauf. Draußen wächst wohl die Flut. Und morgen und übermorgen werden wir das Fest haben. Es wird sehr lustig sein. Meine Träume feiern es voraus . . .

Sie haben nicht viel Gelegenheit, Feste zu feiern. Einmal im Jahr. Und sie können auch nicht. Da hats ihnen die Kirche abgenommen und feiert's für sie. Und feiert's für sich.

In der Bretagne wird es der Pardone der Fischer genannt. Die Normannen nennen es nach dem heiligen Petrus. Ich vermute, es hängt wieder mit der alten Heidenzeit zusammen. Am Ende ist's ein heidnisches Frühlingsfest. Ich weiß nicht, was es mit einem Pardone zu tun haben sollte. Es könnte eher ein Dankfest sein. Der Dank derer, die mit heiler Haut heimgekommen sind. Ein Freudenfest. Und ja, das ist's wohl auch. Aber es ist auch zugleich traurig. Es ist zugleich auch das Abschiedsfest. Von nun an sind die Tage des Daheimseins gezählt. Nun heißt's das Letzte richten. Bald bläst der Wind wieder in die Segel. Südweier und Delmantel, die roten Flanellblusen und Hemden und die hohen Schafstiefel, das muß nun alles parat sein. Die Jungen freuen sich auf die Ausfahrt. Sie wissen nicht mehr, was auf dem Lande anfangen. Wenn sie die Liebe nicht hält und unterhält, was sollen sie da noch anfangen! Trinken, rauchen, zicken, daß die Barden fast plagen. Und sich balgen und schreien. Sie sind wie die Bären oder die jungen Hunde. Und sie haben Stimmen wie die Schiffstirenen. Sie schreien die Straßen voll. Wenn sie miteinander plaudern, ist's, als riesen sie einander über's Wasser zu, von Boot zu Boot. Und sie wissen nicht, was sie mit ihrer überschüssigen Kraft anfangen sollen. Sie balgen sich.

Am Feste fällt mancher Schicksalswürfel. Da ging manchen Mädchens Trauern an. Den sie heimlich liebte, der sie liebte, da haben sie sich das Ja gegeben. Und noch mehr. Der Seemann hat keine Zeit zu warten. Er muß rasch sein Glück ergreifen. So rasch kann's ihm genommen sein. Und kurz ist's ihm immer. Der Abschied steht ihm immer dahinter. Und kaum drei Monate lang ist er auf dem Lande. Draußen auf dem Meere aber, da gibt's kein Glück, kein Glück des Genusses, da gibt's nur Arbeit und Kampf.

Die Frauen spüren den drohenden Abschied stärker als die Männer. Sie denken mit Bangen daran. Aber es muß ja sein. Das ist so das Leben.

Die versprochenen Vorbereitungen zum Feste waren nicht weit her. Ein paar Lotteriebuden und zwei Krattmessen wurden aufgestellt. Ein kleiner Zirkus, ein alter Sommerbetanter, und eine Scharfkel. Die Krattmesser machten gleich gute Geschäfte, und sie machten die besten Geschäfte während des Festes. Es knallte beständig bei ihnen.

An fast allen Häusern wurden Fahnen ausgesteckt. Der Kirchturm war wie ein Schiffsmast geflaggt. Oben die französische Flagge, Signalfahnen der Neufundland-Dreimaster als Wimpel in bunter Reihe. Die Hauptvorbereitungen waren in der Kirche. Guirlanden und Lichter in Bogen um die Fenster, und den Hauptgang querüber, Fichtengrün und bunte Schleifen, das Schönste aber wieder die Signalflaggen der Schiffe in ihrer bunten Mannigfaltigkeit und ihren verschiedenen Formen, als Achste, Karres und dreieckige Flammen.

Man hatte mir gesagt, daß man tanzen werde am Abend. Daß der Tanz die eigentliche Vorseier bilde. Ich fand das ganz natürlich und fragte nicht weiter. Dann hieß es, aber Musik gäbe es dabei

nicht, wie ich mir vielleicht vorstelle. Der Tanz sei auch nicht in einem Saale, er geschehe auf der Straße. Er sei überhaupt die Sonntagsfreude, seit die Fischer zurück seien. Und die Mädchen freuten sich schon den ganzen Sommer darauf. Und da beim Tanze, da fange die Liebe häufig an zwischen zweien, die vorher nicht daran gedacht hätten.

Und der Vorabend brachte diesen Tanz. Man ging hinaus vor's Dorf, wo die Straße breit ist. Man ging hinaus, als die Dämmerung einbrach. Die Dämmerung ist die günstige Zeit für den Tanz. Burschen und Mädchen stellen sich im Kreise auf und nehmen sich an den Händen. Ein Bursche beginnt ein Lied zu singen. Es hat eine monotone, schwermütige Melodie. Jede Phrase wird im Chor wiederholt. Dazu werden beständig die Arme bewegt, hin und her geschwenkt, und das ganze Hind macht ein paar Schritte nach links, ein paar Schritte nach rechts, bis plötzlich ein wildes Gespränge im Kreise beginnt, bei dem die Stärksten den ganzen Kreis mit sich reißen. Es ist ein ziemlich anstrengendes Hüpfen und Springen und Zerren und Gehen und Armschwenken. Die Lieder sind meist sehr lang. Bei jeder neuankommenden Strophe ist auf diese Art der Ring ein Stück weiter in der Drehung gekommen, und bis das Lied zu Ende ist, ist man meist wieder auf seinem Anfangsplatz zurück. Einige Paare lösen sich aus dem Kreise und gehen selbsteinwärts ins Dunkel, andere bilden einen neuen Kreis und ein anderes Lied beginnt. Wird ein Kreis zu groß und kann sich eigentlich nicht mehr frei genug bewegen, so teilt er sich in zwei Kreise, von denen jeder seinen eigenen Tanz ausführt, d. h. vielmehr, sein eigenes Lied singt. Der Festtag brachte manchmal vier Kreise zu stande. Seltsam klang das Singen in die Nacht. Traurig, schwer müde, nur der Wechsel des Refrains nahm etwas der Monotonie, und die hellen Mädchenstimmen bringen gewissermaßen etwas Lichtes hinein. Am Festtag selbst hat man bis vier Uhr morgens auf der Straße getanzt. Man tut es mit Leidenschaft, und jung und alt tuts. Und rundum stehen zahlreiche Zuschauer. Man ist ausgelassen. Aber die Ausgelassenheit kommt vom Ernste nicht los.

Die Lieder sind die gleichen, welche die Fischer draußen auf dem Meere bei ihrer Arbeit singen. Sie haben auch alle etwas Einiges. Meist handeln sie von der Liebe. Sehr frei, und oft recht kräftig mit Cochonnerien gespickt. Aber das freut männlich wie weiblich. Und heimlich sichert die alte Kupplerin Nacht. Genieße das kurze Leben und Glück, das ich euch lasse, mahnt drunten das unerbittliche Meer, das zu Gesang und Tanz den Grundbaß singt.

Wie gesagt, das eigentliche Fest ist Kirchfest. Am Sonntag in der Früh versammeln sich alle Fischer auf dem Hofe der Mairie. Sie sind alle in ihrem Staate, den sie eigentlich nur für dieses Fest haben. Jeder erhält eine Kerze. Dann läuten die Gloden und von der Straße her kommt die Prozession. Voraus der Kirchenschweizer in seiner bunten Uniform, die Gelbebarde auf der Schulter. Dann die Kirchensahnen, und dann die Fahne der Fischer, von einem alten Seemann getragen, der die Brust mit einer Reihe von Medaillen geschmückt hat; er hat in neun Fällen Menschenleben gerettet aus Seerot und Todesgefahr. Man trägt ihm Kränze und Schiffsmodelle nach, und zuletzt kommt eine bekränzte Pyramide mit geweihtem Brot, Bröckchen, wie man sie in der Gegend backt, in allen Größen.

Die Fischer ordnen sich nun und werden nach der Kirche geführt. Hier ist großer Gottesdienst mit Predigt und Musik, Fanfaren und Trommeln. Alle Bänke sind voll von Männern, lauter charakteristische Köpfe. Schön ist der Moment, wo alle Lichter entzündet werden, an den Wänden, zwischen den Bogen, in den Reihen der Fischer. Die ganze Kirche schimmelt in einem Lichtglanz, der leise flimmert und zittert, und die Gestalten der Fischer sind davon umflossen, eine dunkle Masse, wie ein Boot in den Bogen der See. Es ist ein Anblick, der das Auge entzückt. Und dann sieht man sie daraus emporwachsen, jeden einzelnen, und es klingt in der Seele in einem respektvollen Worte alles ein, was man vor ihrer Kühnheit, ihrer Energie und Ausdauer und Kraft und ihrer Stärke und Zähigkeit, mit der sie ihren entbehrungsvollen Beruf erfüllen. Es klingt das Lied der Arbeit. Wenn es einmal keinen Kirchenprunk mehr nötig haben wird, wenn es einmal sich selbst feiern und ehren kann! Und wenn um diese tüchtigen Köpfe all einmal kein Licht mehr entzündet werden braucht, wenn das Licht einmal in ihnen sein wird! Es ist noch nicht in ihnen. Es ist kein Wunder, daß es das noch nicht ist. Aber mancher steht hier schon, der sein Leben und Ringen anders ansieht als mit Priesteraugen. Aber er sieht noch mit an den Kränzen, die eigentlich einer vergangenen Zeit angehören. Nur die Alten setzen sie sich noch willig auf.

Das Fest ist aus. Die Cafés haben sich gefüllt und die Tanzlieder klingen in die Nacht. Freut Euch des Lebens! Drunten im Hafen von Recamp wird Tag und Nacht gearbeitet, die Schiffe in stand zu setzen. Bald, schon so bald! Hinaus, wo die Toten ruhen, über deren Sarg kein Wahrheit gehalten worden. Der Priester hat es in der Kirche wohl nachgeholt, aber es ist nicht dasselbe. Und hinaus, wo ihr Leben dich erfüllt! Der Morgen wacht auf mit frühlingfrischen Wangen. Leben und Lieben — beeilt euch! Der Frühling lockt, der Abschied droht. Und drunten wartet das Meer.

Das alte Seeräuberblut der Normannen regt sich mächtig und treibt hinaus. Schiff und Wasser, sie erst lösen den Männern hier die Kraft.

Und im nächsten Jahre wieder, — wieder ein Fest! —  
Paris. Wilhelm Holzamer.

### Kleines feuilleton.

— Wie ich sie sah. Hermann Wahr. Nach dem Mittagessen — es war wieder einmal, durch meine Schuld, ziemlich spät geworden — fragte die Mutter:

„Hast Du Bekannte in Litz?“

„Ne!“

„Nächst wieder den Berliner? ... Weil's Dir dort so gut gefallen hat? ... Meinetwegen!“

„Ich ha—be lei—ne Be—kantschaft in Litz!“

„Aber es ist ein Nordstrumm von einer Pappschachtel von dort her gekommen. Draußen liegt sie.“

„Her mit der Schachtel!“

Sie kam. Die Extra-Uniform eines Soldaten war darin. Und ein Brief. Als ich ihn gelesen, fühlte ich mich um zwei Zoll länger: Mit einem „Landesausschuß“ von Oberösterreich hatte ich noch nie zu tun gehabt. Der Vater schrieb, sein Sohn Hermann käme dieser Tage, um hier die Waffenübung mitzumachen, und da habe er die Uniform an mich gesandt, da ich doch mit ihm in Verbindung stände, und ich sollte sie, die Uniform, an ihn, den Hermann „ausfolgen“.

Hermann Wahr! Aber natürlich! Großdeutscher ... Wagner-Toumres zc. ... Der den alten Schäfte so schön vernobelt hatte zc. zc. Mein Pariser Mitarbeiter! ... Selbstverständlich! ...

Und er kam. Ein fecher Kerl! Braun das Haar und braun der Bart, im sonnenüberfangenen Gesicht lachende Augen. Stramm und behend. Und drum rum um den Mann, trotz des Sommers, ein derbes Gewand. Sofort war ich getrostet. Wenn der mit der Kugel in Spanien und Fez und Marokko rum gezogen ist, wirst du deine letzte Uebung auch noch aushalten!

Wir waren drei von der Junst. Der Zuderbäder — er machte Vers'n, später wurde er Reichstags-Abgeordneter — stand am höchsten auf der militärischen Kangleiter: Feldwebel mit Schleppefäbel. Wahr war Unteroffizier, ich hatte es trotz allen Strampelns, nur zum Gefreiten gebracht. War ausgewachsen damals. Der Länge nach. Aber nach der Breite und Dicke hatte es seit einiger Zeit wieder angefangen. Die andern hatten ihre eigene Uniform. Ich nicht. Sie suchten das ganze Magazin ab. Auf dem obersten Boden fanden sie eine alte „Brauereihose“ xter Garnitur und setzten hinten einen Keil aus neuem, schön blauem Tuch ein. Und es lachte die ganze Stadt.

Die Uebung ging vorüber. Mein Bauch „verhandelte“ die ganze Front, aber keiner von uns belam ein böses Wort zu hören.

Im Herbst traf ich ihn in Berlin im Literaten-Café. Ein Bestmann saß er bei den Mitarbeitern und Zaungästen der „Freien Bühne“. Die Stirnlöcher baumelte schon. Alle schimpften über das kleine „Breitmaul“. „Dumm ist er,“ schrieb einer, der so steif stand, als hätte er einen Holzsteden verschluckt, „zu dumm! Nicht einmal französisch kann er!“ Damals beschwor Wahr sich und wollte die Bette halten, daß er in einer Nacht einer ausgewachsenen Roman distieren würde, und eine große deutsche Zeitung würde ihn abdrucken auf der Stelle. Es wollte keiner einschlagen. Nicht einmal der langbeinige Verleger, der gekommen war, um nach Autoren zu angeln. Gleich darauf schämte er um, und es roch nach sauerem Bier ...

Zum letztenmal sah ich ihn, als Wolzogen den Heuboden am Alexanderplatz aufmachte. Lang das Haar, graues Gerisfel im Barte, wie Regenwürmer die Adern der Hand.

Unlängst schlug ich die „Leipziger Illustrierte“ auf. Der selbige Dr. Herbst! Der es lange vor Eugen Richter verstanden, eine Partei zugrunde zu richten. Hängebäden und allurart dieselbe Nase. Wie sie der „Nikeriki“ gezeichnet hat: ein Knöpperl und eine Kreislinie um die andere. Na ja, Alter werden wir alle, und schöner keiner.

Nacht nichts! Heute wird sein Stück „Sanna“ gegeben. Heil ... Bruder Hermann! ... Zum guten Glück! —

c. Von der Pracht im Palast des Jareu. Als vor Jahren die Hungersnot im heiligen Rußland zu arg wurde, so daß die Gesellschaft sich geztungen sah, ein kleines im Interesse der leidenden Bevölkerung zu tun, schrieb der greise Tolstoi unter anderem folgendes: „Von dem allgemeinen Wohlstand der Nation ganz zu schweigen — alles Korn das sie besitzt, wurde gefät, geerntet, eingebracht, gedroschen und aufgespeichert von dem Volke, das jetzt nichts zu essen hat. Wie ist es denn gekommen, daß es, anstatt in seinen Händen zu sein, in den unserigen ist, und daß wir unsere Zuflucht zu künstlichen Mitteln nehmen, um ihm einen Teil davon zurückzugeben, indem wir jedes Korn zählen und mit der Lupe die Personen aussuchen, denen wir es zukommen lassen wollen? Augenscheinlich haben wir es ihm genommen, ohne es zu zählen oder zu messen, und zwar haben wir viel zu viel genommen, und jetzt ist es unumgänglich, einen Teil davon zurückzugeben, und so notwendig es auch ist, finden wir es doch durchaus unbequem.“

Ja gewiß, viel zu viel haben sie genommen und nehmen es noch alle Tage, denn ein englischer Reisender, dem es vor Jahren

erlaubt wurde, die Paläste des Zaren zu besichtigen, entwirft in einer Zeitung eine begeisterte Schilderung der Pracht, die sich vor seinen Augen aufgetan hat. Selbst wenn man mit der reichsten Einbildungskraft begabt ist — meint er — kann man sich kaum eine Vorstellung davon machen, mit welchem Glanz und mit welchem Luxus ein russischer Herrscher umgeben ist. Stühle und Tische aus massivem Silber, Thronstühle aus Elfenbein, mit Brillanten und Saphiren überreich besetzt, ganze Wände aus Bernstein, Fußböden aus Perlmutter, — das alles findet man, so märchenhaft es auch klingen mag, im Palaste des Zaren. In den geheiligten Mauern des Kreml in Moskau kann man nicht nur zahlreiche Kronen und Repter bewundern, die von Diamanten strohen, sondern sogar die Geschirre der Staatsstarosten, die Sättel und Steigbügel sind mit Edelsteinen bedeckt. Dort sieht man hunderte von kostbaren Schwerten, Dolche und andere Waffen, die buchstäblich mit Perlen, Rubin und Türkisen übersät sind. Seltene Tapeten, wunderbares Porzellan von Sibirien und Japan, herrliche Gemmen aus Asien, unzählbare antike Handschriften und mit Juwelen geschmückte Buchdecken — dies sind nur wenige der Gegenstände, die in den zwölf Palästen des Zaren mit arger Verschwendung umhergestreut sind. Wenn der Untergrund, auf dem diese Paläste stehen, nicht allmählich begünne, etwas unsicher zu werden, ließe es sich ohne Frage ganz behaglich in diesen prächtigen Räumen leben. —

**Aus dem Pflanzenleben.**

— Die Ursache der Blütenbildung bei den Pflanzen. Daß jede Pflanze befähigt ist, die für ihre Reproduktion erforderlichen Organe herbeizubringen, ist selbstverständlich, denn nur auf diese Weise kann die Art, der sie angehört, auf die Dauer erhalten bleiben. Andererseits aber liegt es auch auf der Hand, daß es irgend eine Ursache geben muß, welche die Pflanzen, nachdem sie eine Zeitlang lediglich Stengel und Laubgebilde erzeugt haben, dazu veranlaßt, zur Blütenbildung zu schreiten. Der große Pflanzenphysiologe Sachs hat bereits diese Frage diskutiert und ist zu dem Resultate gekommen, daß jede Pflanze in ihrem Lebensprozeß gewisse Stoffe erzeugen muß, welche auf ihre Zellen und Gefäße einen Reiz ausüben, der sie veranlaßt, sich zu Blütenorganen zusammenzufügen, während die Botaniker haben dann versucht, näheres über diesen Reiz zu erfahren, und man hat eine Reihe von Beobachtungen zusammengestellt, welche in dieser Hinsicht als Fingerzeige dienen können. So ist z. B. von Möbius auf die Bedeutung des Lichtes bei der Blütenbildung aufmerksam gemacht worden. Noch wichtiger aber sind zahlreiche Beobachtungen, welche insgesamt darauf hinweisen, daß die Pflanzen bei reichlicher Feuchtigkeit Blätter, bei verminderter Feuchtigkeit Blüthen aber Blüten erzeugen. Es gehören hierher nicht nur klimatische und Witterungseinflüsse, sondern namentlich auch die Erscheinungen, welche auftreten, wenn man Pflanzen in sehr schwerem Erdboden wachsen läßt oder ihre Wurzeln zurückschneidet oder sonst irgendwie sie an reichlicherer Wasseraufnahme verhindert. Regelmäßig wird dann die Blütenbildung begünstigt.

In neuerer Zeit ist nun der ausgezeichnete, in Japan lebende Pflanzenphysiologe Oskar Loew dieser ganzen Frage wieder nachgegangen, wobei er auch die bekannte außerordentliche Reizlichkeit der Kirschblüte in Japan mit in Betracht gezogen hat. Diese Kirschblüte ist weltberühmt, und die Japaner selbst haben sie zum Gegenstand zahlreicher Abbildungen gemacht, welche man für übertrieben halten könnte, wenn man nicht die außerordentliche Naturtreue, mit der die Japaner zu zeichnen pflegen, zur Genüge kennt und auch von diesen Reisenden die Bestätigung dafür hätte, daß die Kirschblüte, wie sie namentlich in der Umgegend von Kyoto sich einstellt, etwas ganz außerordentliches ist. Trotz dieser Reichlichkeit ihres Blüthen bringen aber die japanischen Kirschbäume keine Früchte hervor, weil infolge eigentümlicher klimatischer Verhältnisse die gebildeten Kirscheln noch in ganz unreifen Zustände von den Bäumen abfallen. Loew hat nun festgestellt, daß die Nährstoffe, welche der Baum produziert, um die Reife der Früchte herbeizuführen, von den Pflanzen, welche nach dem Abfall der unreifen Kirscheln keine Verwendung für diese Nährstoffe mehr haben, in Form von Stärke in der Rinde aufgespeichert werden. Diese Stärke verwandelt sich dann im kommenden Frühjahr in Zucker, der nunmehr in ungewöhnlich reichem Maße in den Säften des Baumes vorhanden ist. Dies führt dazu, anzunehmen, daß es Zucker ist, welcher den Reiz ausübt, der zur Blütenbildung führt. In der Tat hat Loew nach Aufstellung dieser Hypothese gefunden, daß all die eigenartigen Erscheinungen bei der Blütenbildung der Pflanzen sich auf einen vermehrten Zuckergehalt der Säfte zurückführen lassen und sich durch einen solchen ungezwungen erklären. Insbesondere ist dies auch der Fall bei der oben besprochenen, in Verminderung der Feuchtigkeitenaufnahme bestehenden Ursache für das Abfallen der Pflanzen; denn selbstverständlich wird, sobald die Feuchtigkeitenaufnahme vermindert wird, auch die Konzentration des Zellsaftes und damit sein relativer Zuckergehalt erhöht.

Die geistvolle, hier in Kürze wiedergegebene Hypothese erscheint noch um so plausibler, wenn man sich daran erinnert, daß Zucker überhaupt einen Reiz auf das Protoplasma ausübt. Es ist dies auch bei tierischen Geweben vielfach festgestellt worden. Unter anderem beruht darauf die bekannte Tatsache, daß sogenannte Transparenzseifen, welche häufig mit einem starken Zusatz von Melasse hergestellt

werden, leicht einen irritierenden Einfluß auf die Haut von Frauen und Kindern ausüben, indem der Zucker auf osmotischem Wege in das Innere der Zellen eindringt und daselbst die protoplasmatischen Lebensstoffe beeinflusst. —

**Astronomisches.**

— Die Photographie in Dienste der Spektralanalyse. Die Sternphotographie und ihre Anwendung auf die Spektroskopie hat sich von größter Bedeutung für die Himmelsforschung, besonders für die unsichtbare Strahlung erwiesen. Mit Hilfe der Abney'schen Platten (Kollodiumhäutchen) lassen sich die jenseits des Violetts liegenden Teile des Spektrums oder auch die weniger brechbaren jenseits des Rot liegenden Strahlen photographieren. Die Spektroskopie (die Photographie des spektroskopischen Farbenbandes eines Sternes) ist ein ganz neuer, aber äußerst wichtiger Zweig der Himmelsforschung geworden, und ihr verdanken wir auch den berühmten „Draper'schen Katalog“, ein Verzeichnis, das von E. C. Pickering im Jahre 1890 herausgegeben wurde und 10 000 Sternspektren enthält. Diese großartige von H. Draper in New York angeregte und von Pickering dann geleitete Durchmusterung des Fixstern-Himmels wird, wie der „Täglichen Rundschau“ geschrieben wird, noch immer fleißig fortgesetzt. Vom Harvard-College, an dem Pickering tätig ist, wurde eigens für die Durchmusterung des südlichen Himmels eine Zweigstelle in Arequipa (Peru) eingerichtet. Alle dort aufgenommenen photographischen Platten wandern nach dem Harvard-College. Dort befinden sich Tausende von Bildern in den feuerfesteren Gewölben der Sternwarte, und sie bilden eine großartige Sternaufnahme, von denen einzelne Stücke doppelt vorhanden sind. Ein Teil der Platten nämlich zeigt nur feine Pünktchen; es sind dies die Sterne, der andere Teil der Platten aber läßt nur schmale Striche erkennen, nämlich die mikroskopisch kleinen photographierten Farbenbänder jener Sternlichtpünktchen. Und diese Pünktchen und Striche auf den photographischen Platten werden genau geprüft und mit einer außerordentlich feinen Repold'schen Vorrichtung ausgemessen. Im Harvard-College und in der Sternwarte zu Paris verrichten diese Arbeit nur Frauen. Auf der erstgenannten Sternwarte haben sich dadurch zwei Frauen einen Namen gemacht, nämlich Fräulein Deland, die in einer die Gebuld wirklich auf die Probe stellenden Weise gegen 40 000 Sterne ausgemessen hat, und Frau Fleming, die auf diese prüfende Weise in den letzten Jahren mehrere „Neue“ und Doppelsterne entdeckte. Erst in letzter Zeit fand Frau Fleming bei Prüfung von Harvard-Aufnahmen wieder einige Sterne mit außergewöhnlichen Farbenbändern, nämlich fünf neue veränderliche Sterne und einen Stern 5. bis 6. Größe im Sternbilde des „Cepheus“, dessen Spektrum sehr seltene Wasserstofflinien zeigt, die im irdischen Wasserstoffspektrum bisher nicht zu erkennen waren. —

**Notizen.**

o. Amerikanische Bücherproduktion. Nach den Aufstellungen des „Publishers Circular“ war die Zahl der in den Vereinigten Staaten veröffentlichten Bücher im Jahre 1904 um 426 Nummern größer als im Jahre vorher. Die Dichtung nimmt die größte Ziffer für sich in Anspruch, eine noch größere als im Vorjahre. Theologie und Religion kommen in einem weiten Abstand an zweiter Stelle; dann kommen „literarische Arbeiten und Gesamt-ausgaben“ und dann „Pädagogik“. „Philosophie“ steht zu unterst auf der Liste, und „Humoristisches“ steht gerade darüber. Es ist bemerkenswert, daß von den 1800 Romanen, die veröffentlicht wurden, 1262 von amerikanischen Autoren verfaßt sind, während nur ein Drittel von englischen und anderen fremden Autoren geschrieben sind. Die Vereinigten Staaten stehen übrigens in ihrer Bücherproduktion weit zurück gegen Frankreich, obgleich ihre Bevölkerung fast doppelt so groß ist wie die Frankreichs. Frankreich publizierte 1904 12 139 Bücher, die Vereinigten Staaten nur 8291. —

— Tolstoj hat drei neue erzählende Dichtungen vollendet: „Madelli Murat“, eine Novelle aus dem kaukasischen Leben, die kleine Erzählung „Nach dem Wall“ und die Novelle „Menschliches und Göttliches“. Die Arbeiten sollen erst nach dem Tode des Dichters veröffentlicht werden. —

— Die Geldgeber des Deutschen Theaters haben, um die Fortführung des Unternehmens zu ermöglichen, 200 000 M. zugehoben. —

— Die Pantomime vom braven Mann“, ein Mimodrama von Hermann Vahr, Musik von Fritz Ritter, geht am 14. März im Hoftheater zu Dessau zum erstenmal in Szene. —

— Eduard v. Rehfersing's Zweiakter „Benignens Erlebnis“ hatte bei der Uraufführung im Münchener Schauspielhaus Erfolg. —

— Hauptmann's „Eiga“ wurde im „Dramatischen Theater“ in Petersburg abgelehnt. —

— Die Altdorfer Teilspiel-Gesellschaft hat im vergangenen Jahre einen Reinerlös von 13 600 M. erzielt. Man will ein festes Schauspielhaus errichten. —

— Felix Weingartner bleibt nach dem „B. L.“ Leiter der Sinfonie-Konzerte der Berliner Hofkapelle. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 12. März.